

## Covid-19 und Davidstern

Die Corona-Krise befördert auch antisemitische Mythen

Die Corona-Pandemie hinterlässt große Fragezeichen, und sie tangiert längst auch unseren Alltag. Wo genau ist sie ausgebrochen, und gab es keine Optionen, sie rechtzeitig einzudämmen? Wie lange wird sie Arbeit, Freizeit und Urlaub einschränken? Sind staatlich verordnete Schutzmaßnahmen am Ende doch überzogen? Aktuell gibt es mehr Fragen als Antworten, und in die Ängste und Unsicherheiten des Frühjahrs mischt sich bei vielen nun sommerlicher Frust. Tatsächlich wird es noch dauern, bis wir ein grobes »La-gebild« haben, ein Impfstoff gefunden ist und die Folgeschäden der Pandemie überschaubar werden.

Manchen dauert dies zu lang, auch in Deutschland. Sie wollen »Erklärungen« jetzt, und sie finden Scharlatane, Giftmischer und Demokratiefeinde, die auch prompt »liefern«. Was eignet sich wohl besser, als Microsoft-Gründer und Milliardär Bill Gates, dessen Stiftung an der Ausrottung ganzer Krankheiten in Afrika arbeitet, Kontrolle über die Welt und einen Plan weltweiter Zwangsimpfungen anzudichten? Für puren Profit, versteht sich von selbst. Natürlich darf im Kreis der Sündenböcke auch Finanz-Unternehmer und Philanthrop George Soros nicht fehlen, bekannt u.a. für den Aufbau liberaler Stiftungen und Universitäten in Osteuropa. Soros ist im Übrigen jüdischer Abstammung und hat den Holocaust als Kind in Budapest überlebt. Über sein Judentum äußert er sich in der Öffentlichkeit nur wenig.

Ob George Soros nun wegen seiner jüdischen Wurzeln attackiert wird, sei dahingestellt. Doch im Kontext der Corona-Krise schäumt eine neue Welle von Juden- und Israel-Hass hoch, auf der die altbekannten Feindbilder gehörig tanzen. Diesmal vergiftet »der Jude« keine Brunnen und tötet auch keine Christenkinder, sondern produziert Covid-19 und sorgt gleich noch für dessen Verbreitung. Dass Israel bei der Verbreitung des Virus fleißig hilft, passt dabei perfekt ins Drehbuch. Auf Twitter und Telegram etwa konnte jüngst ein israelisches Flugzeug beim Streuen von Covid-19 aus der Luft bestaunt werden – nebst israelischen Flaggen, die in der Mitte keinen Davidstern, sondern das hässliche Corona-Symbol tragen.



Demonstration gegen die Corona-Maßnahmen in Regensburg im Mai 2020.

Foto: epta-bild/Michael Bothner

Doch nicht nur im Internet, auch auf den Straßen zeigen sich die Auswüchse moderner antisemitischer Paranoia. »Hygiene-Demos« zeigen Fotomontagen mit Zwangsimpfungen, und die fiktiven Impfeinheiten tragen den Davidstern als Logo. Den Stern heftet sich manch eifriger Demonstrant aber auch gleich selbst noch an, entweder direkt auf den Mundschutz, oder an die Kleidung, so wie einst die Menschen in den Deportationszügen nach Auschwitz. Im Magen David wird noch »CoV-2« vermerkt, damit die Opferrolle auch wirklich klar ist. Andere Protestierende beklagen den »sozialen Holocaust«, den sie nun durch die staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie erleiden müssen.

Quo vadis, Protest-Kultur? Nach einer gezielten anti-jüdischen Kampagne sieht dies noch nicht aus, was das Problem jedoch kaum geringer macht. Nicht wenige Demonstranten wirken durchaus gebildet, artikulieren sich gepflegt, geben sich umgänglich, während die neuen Feindbilder für sie ganz selbstverständlich scheinen. »Krisenzeiten waren schon immer Hochzeiten des Judenhasses«, betonte die frühere Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch, schon im April im Fernsehen. Nun müsse auch das Virus des Antisemitismus politisch und gesellschaftlich eingedämmt werden. Es ist wohl Zeit für eine neue Anstrengung.

Olaf Glöckner

## Gemeinsame Zukunft

Liebe Leserinnen,  
liebe Leser

noch vor wenigen Monaten ahnte niemand, wie die Corona-Pandemie unseren Alltag, unsere Umgebung und das gesellschaftliche Leben verändern würde. Dann kam der Lockdown, und vieles hat sich in Deutschland, in Brandenburg und natürlich auch in Potsdam verändert. Die befürchtete medizinische Katastrophe ist (weitgehend) ausgeblieben, Infektionsraten haben sich abgeschwächt. Aber die Pandemie ist weiter präsent, und sie wird uns noch länger begleiten. Unsere Mitarbeiter unterrichten derzeit ausschließlich online. Konferenzen, Workshops, Symposien können nicht stattfinden. Auch eine für das Sommersemester 2020 geplante Veranstaltungsreihe »Gesellschaft und Judentum heute« mussten wir bedauerlicherweise verschieben. Ein Teil der aktuellen Forschungsarbeiten läuft noch immer vom Home Office aus. Das verlangt Geduld und Flexibilität.

Dennoch: Gerade jetzt hat die Wissenschaft eine besondere Verantwortung, und das betrifft nicht nur Mediziner, Virologen, Immunologen. Denn wieder einmal kreisen – kaum weniger epidemisch – die krudesten Verschwörungsmymen und Feindbilder. Eine wahnhafte Jagd nach »den Schuldigen« für die Corona-Pandemie hat begonnen. Aktuell sind Bill Gates und George Soros die »Lieblingsfeinde« von paranoiden Kampagnen, die Extremisten aller Lager und frustrierte Wutbürger vereinen. Auch deutlich antisemitische Töne sind etwa im Chor der »Hygiene-Demos« zu hören, und natürlich behaupten einige im Internet, aus der Corona-Krise zögen »jüdische Kreise« ihren Profit. (siehe den thematischen Beitrag auf dieser Seite).

Aufklärung und Vermittlung sind daher das Gebot der Stunde. Dabei geht es nicht um Deutungshoheiten und Besserwisserie, sondern um nicht weniger als den sozialen Zusammenhalt in diesem Land. Jeder, aber auch jeder soll die Chance haben, an der gemeinsamen Zukunft teilzuhaben. Ausreichend Wissen muss vorhanden sein, um alt-neue Feindbilder zu erkennen und rechtzeitig zu bekämpfen. Das MMZ wird sich hier maximal einbringen.

Julius Schoeps

# »Es geht um Verständnis, Vernetzung und Qualität«

Im Gespräch mit der aktuellen MMZ-Gastprofessorin Israel Studies, Joanna Dyduch (Kraków)

*Professor Dyduch, als Politikwissenschaftlerin haben Sie sich schon mit sehr unterschiedlichen Forschungsthemen auseinandergesetzt. Woher rührt Ihr besonders starkes Interesse an Israel und an jüdischen Themen?*

Das begann eigentlich schon in meiner Abiturzeit. Ich entdeckte, dass meine Herkunftsregion (die Beskiden in Südpolen) über Jahrhunderte hinweg ein Zentrum jüdischen Lebens darstellte, dies aber nach dem Zweiten Weltkrieg komplett verschwunden war. Das animierte mich, so viel wie möglich über diese vergessene Geschichte zu erfahren. Es ließ mich nicht mehr los, auch nicht während meiner Studentenzeit an der Universität in Wrocław. Hier in Wrocław kam ich in engen Kontakt mit der kleinen, sich aber wieder stetig entwickelnden jüdischen Gemeinde. Am Beginn zum neuen Millennium war das eine ganz besondere Zeit. Jüdische Gemeinden gründeten sich wieder neu in Polen, Menschen entdeckten plötzlich ihre jüdischen Wurzeln, und ich habe das durch meine jüdischen Freunde hautnah miterlebt. In dieser Zeit erregte aber auch Israel schon mein besonderes Interesse, sowohl persönlich als auch im akademischen Bereich. Ich habe dann im Rahmen meines Master-Studiums der Politik und der Internationalen Beziehungen ein Jahr lang an der Hebräischen Universität in Jerusalem verbracht. Von da ab war mir klar, dass mich die Israel Studies nicht mehr loslassen werden.

*Eines Ihrer wichtigsten Forschungsthemen, zu dem Sie auch viel publizieren und unterrichten, ist das Verhältnis der zentral-osteuropäischen Staaten zu Israel. Was macht diese Beziehungen so besonders, und welche Auswirkungen hat das innerhalb der Europäischen Union?*

Israels Beziehungen zu den zentral-osteuropäischen Ländern (CEE) sind multidimensional und komplex. Barry Rubin bringt das sehr gut auf den Punkt, wenn er konstatiert, dass »auf Grund gemeinsamer historischer Erfahrungen die Zentraleuropäer und Israel vergleichbare Probleme und nicht unähnliche Sichten auf die Welt haben.« Und tatsächlich ähneln sich bei Staaten wie Polen, der Tschechischen Republik, Ungarn, der Slowakei und Rumänien die Sichtweisen zu jener in Israel, was Sicherheitspolitik, »Realpolitik« und eine pro-atlantische Perspektive betrifft.

*Im vergangenen Jahr wurden Sie zur Präsidentin der European Association for Israel Studies (EAIS) gewählt. Was sind Ihre wichtigsten Ziele und Visionen für die EAIS in den kommenden Jahren?*

Der Werdegang der EAIS ist seit ihrer Etablierung im Jahre 2011 eine Erfolgsgeschichte, insbesondere natürlich für den europäischen Strang der Israel-Forschung. Es geht um ein tieferes wissenschaftliches Verständnis für Israel, für die israelische Gesellschaft und natürlich auch für die Region. Von Anfang an hat sich die EAIS



MMZ-Gastprofessorin Israel Studies, Joanna Dyduch.

auch für die besondere Unterstützung und Förderung von Nachwuchswissenschaftlern eingesetzt. Und durch die stärkere Vernetzung der Israel Studies in Europa verbessern wir auch weiter die Qualität der Forschung und Lehre in diesem Fach. Wir praktizieren das ja auch sehr gut im Dreieck von Jagiellonian University Krakow, Karls Universität Prag und Moses Mendelssohn Zentrum, und ich freue mich sehr, dass sich im Advisory Board der EAIS auch Dr. Marcela Zoufala (Prag) und Dr. Olaf Glöckner (Potsdam) engagieren. Aktuell sind wir stark mit dem Umzug der EAIS von ihrem zehnjährigen Hauptstandort an der School of Oriental and African Studies der University of London (SOAS) zur Jagiellonian University in Krakow beschäftigt. Die SOAS war für ein Jahrzehnt lang ein wunderbares Dach für die EAIS, und wir hoffen sehr, dass die Kontakte dorthin sehr eng und fruchtbar bleiben.

*Schon nach zwei Wochen als Gastprofessorin am MMZ kam der Corona-Lockdown, so dass Sie ins Home Office nach Krakow ausweichen mussten . . .*

Zunächst möchte ich dem MMZ-Team danken für den warmen und herzlichen Empfang, es war wirklich ein wunderbarer Start im März. Dann kam der Lockdown, so dass nun die Zusammenarbeit mit den MMZ-Kollegen – gemeinsame Publikationen, internationale Forschungsanträge und eben auch mein Seminar an der Uni Potsdam zum Thema »Entstehung und Bedeutung spezifischer Beziehungen zwischen Zentralosteuropa und Israel« – ausschließlich online stattfinden kann. Ich bedauere das sehr, aber unter den gegebenen Umständen läuft die Zusammenarbeit trotzdem großartig.

*Ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit, die Aufgaben bei der*

*EAIS, die Mitarbeit in zivilgesellschaftlichen Initiativen und dazu noch Familie mit drei Töchtern – wie kann das ein 24-Stunden-Tag ausreichen?*

Mir wäre es auch lieber, wenn der Tag 72 Stunden anstelle von 24 hätte, und natürlich bedarf es eines guten Zeitmanagements. Auf der anderen Seite, das mag vielleicht ungewöhnlich klingen, gibt es bei mir auch keine vollkommen strikte Trennung von Beruf, Forschung und Privatleben. Mein Mann, unsere Eltern und sogar meine Töchter unterstützen mich ganz großartig. Ein kleines Beispiel: Vor einigen Monaten hatte ich ein EAIS-Seminar für Doktorand/-innen in Krakow zu organisieren, und ich fragte meine 15-jährige Tochter Helena, ob sie mir bei den Vorbereitungen helfen mag. Ich wollte gern, dass sie sieht, was für eine großartige Atmosphäre unter diesen jungen Wissenschaftlern aus aller Welt herrscht. Helena hat »ihren Job« dann sehr gut gemacht, war glücklich, und ihr eigener Wunsch, einmal Sprachen zu studieren, hat sich noch verstärkt.

*Schwer vorzustellen, dass Ihnen doch einmal ein paar Minuten ganz für sich allein bleiben. Aber wenn doch, wie nutzen Sie diese am liebsten?*

Schwer zu sagen, darüber denke ich im Moment nicht nach. Es wäre schon einfach super, wenn die Pandemie abklingt, und wir alle – auch die Familie – wieder zu täglicher Routine zurückkehren können. Ich würde mich riesig freuen, im Sommer mit der ganzen Familie noch Potsdam und Brandenburg zu erleben, und dass wir alle dort auch noch ein bisschen unsere Deutschkenntnisse aufbessern können.

Interview: OG

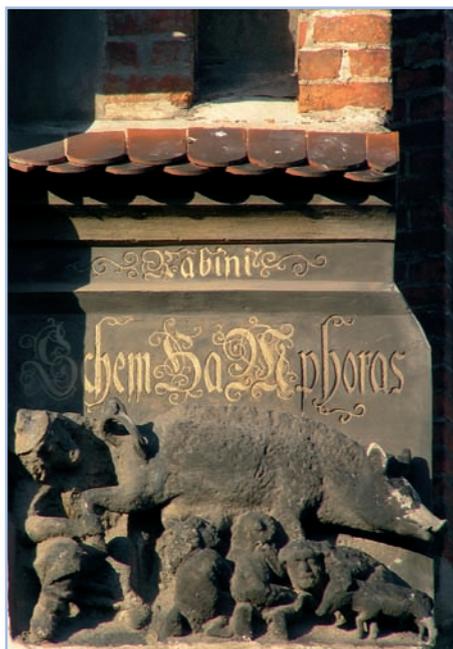
# Vergiftetes Erbe

Die Debatte um die Entfernung der Judensau-Skulpturen etwas weitergedacht

Wer heute das Entfernen von anstößigen Judensau-Skulpturen aus den Kirchen fordert, der muss sich zwangsläufig auch noch eine ganz andere, weitaus diffizilere Frage stellen, nämlich, ob es nicht erforderlich ist, neben dem Entfernen dieser anstößigen Überbleibsel aus dem frühen Mittelalter ebenfalls die jüdenfeindlichen Passagen aus dem Neuen Testament zu streichen. Würde man sich zu einem solchen Schritt entschließen, dann muss man sich allerdings fragen, ob man es dann noch überhaupt mit dem Neuen Testament zu tun hat.

Was also ist zu tun? Was kann getan werden? Im Fall der Kirchen (etwa in der Wittenberger Stadtkirche, in Brandenburg an der Havel, im dortigen Dom St. Peter und Paul, im Erfurter Dom, im Kölner Dom, in der Marienkirche in Pirna, aber auch im Magdeburger Dom und im Xantener Dom), so meine ich, sollte man Judensau-Skulpturen und -Abbildungen weder verhüllen noch entfernen, allenfalls in Ausnahmefällen. Denn das hätte, wie gesagt, zur Folge, dass der im Christentum angelegte Antijudaismus unsichtbar gemacht und die Kirchen aus ihrer historischen Verantwortung entlassen würden.

Sinnvoller scheint es zu sein, was in zahlreichen Fällen ja auch geschieht, aufzuklären und Schrifttafeln mit entsprechenden Erklärungen anzubringen. Das ist mühsam, auch zugegebenermaßen nicht ganz einfach, aber wer vor einer solchen Judensau-Skulptur oder -Abbildung steht, und über deren Bedeutung



Mittelalterliches »Judensau« Relief, Stadtkirche Wittenberg.



Mahnmal unterhalb der Stadtkirche Wittenberg zu dem antisemitischen Relief.

nachdenkt, dem sollte erklärend vermittelt werden, was er da zu sehen bekommt.

Die Debatte, um die es im Fall der Schmähsulpturen geht, lässt sich noch weiterführen. Heftig umstritten ist beispielsweise auch die Frage, wie mit den antijüdischen Passagen im Neuen Testament umgegangen werden soll. Es finden sich in diesem bekanntlich etliche Stellen (nicht nur im Lukasevangelium, dem Johannesevangelium, der Apostelgeschichte und dem Römerbrief), die alle klassischen Vorurteilsbilder und Stereotypen enthalten. Sie reichen vom Christmördervorwurf, über das Bild des Juden als Satan, als Heilsverhinderer bis hin zur Beschuldigung der Juden als »Schlangen- und Natternbrut«, denen das »Strafgericht der Hölle« droht.

Das sind alles Vorstellungen, die das Denken der Menschen geprägt haben. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch 2000 Jahre Christentums- und Kirchengeschichte. Sie bedürfen, wie die Judensau-Skulpturen in den Kirchen, in vielerlei Hinsicht ebenfalls des Nach- und Überdenkens, wie mit ihnen umzugehen ist. Die Judenpogrome des Mittelalters und die Verbrennungsofen von Auschwitz sind schließlich Folgen dieser tradierten, in Bilder geronnenen Vorwürfe und Unterstellungen.

Wie auch immer: Nicht nur die Schmähsulpturen und -Abbildungen, sondern auch das Neue Testament mit seinen antijüdischen Passagen sind Teil eines vergifteten Erbes, das uns zwingt, sich mit ihm auseinan-

derzusetzen. Aber auch wenn das getan wird, es bleibt die Frage, wie soll man es künftig mit diesem Erbe halten? Ganz auf das Neue Testament verzichten, wird für einen bekennenden Christen kaum möglich sein, denn das Neue Testament ist einer der Grundpfeiler der christlichen Lehre und des christlichen Glaubens.

Die Juden geht dieser ganze Sachverhalt im Prinzip eigentlich nichts an, allenfalls nur am Rande. Sie können, ja sie sollten, sich aus der Debatte um das Neue Testament möglichst heraushalten. Denn tun sie das nicht, könnte das leicht zu Missverständnissen und zu der altbekannten Unterstellung führen, die Juden seien es, die eigentlich an dem ganzen Dilemma und Schlamassel Schuld haben – und dass letztlich sie es seien, die den Christen vorschreiben wollen, was sie zu glauben und zu denken haben.

Sich mit dieser Problematik zu befassen, ist in erster Linie Aufgabe bekennender Christen. Es sind die Kirchengemeinden sowie die christlichen Theologen die sich mit diesen Fragen beschäftigen sollten. So sie gewillt sind, das zu tun, werden sie erkennen beziehungsweise wird ihnen bewusst, dass sie nur dann zufriedenstellende Antworten erhalten werden, wenn sie den Mut aufbringen, die Fragen an sich und ihren Glauben so radikal wie nur möglich zu stellen. Nur dann, wenn sich diese Sichtweise durchsetzt, werden sich im Dialog zwischen Juden und Christen neue Perspektiven eröffnen.

Julius Schoeps

# Max Brods späte Jahre (1939–1968): Aufbruch ins Exil

## Vorstellung eines biographischen Forschungsprojekts

Das Leben und Wirken Max Brods markiert zentrale Eckpunkte europäisch-jüdischer Kulturgeschichte im 20. Jahrhundert: Neben seinen Beiträgen zu Literatur und Musik – in diesen Bereichen betätigte er sich überaus erfolgreich als Autor, Kritiker und Mentor – trat er als Komponist, Politiker (Zionist) und Dramaturg in Erscheinung. Als Angehöriger der deutschsprachigen Minderheit in Prag agierte er sowohl als Repräsentant und Gestalter der reichen deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts als auch als Mitinitiator eines spezifisch jüdisch-zionistischen Kulturbegriffs – zunächst in der Diaspora und später im Jischuw bzw. im neu gegründeten Staat Israel. Damit kann Brods Person und Werk beispielhaft für einen Diskurs begriffen werden, der zwischen (Kultur-)Zionist\*innen und (deutschen) Staatsbürger\*innen jüdischen Glaubens ausgetragen wurde und auch in Palästina/Israel von großer Bedeutung sein sollte.

Über fünf Jahrzehnte verbrachte Max Brod in seiner Geburtsstadt Prag (1884–1939), eng verbunden mit der habsburgischen und deutschen Kultur, die in der Stadt an der Moldau in besonderer Weise zelebriert wurde. Brod war überzeugter Pazifist und wandte sich als solcher gegen den Ersten Weltkrieg, der das Ende des Vielvölkerstaates bedeutete; in der Gründungsphase der Tschechoslowakei erkannte er aber auch die einzigartige Möglichkeit einer (zionistisch motivierten) jüdischen Emanzipation im Sinne einer Anerkennung als eigene Nation. Die von Tomáš Garrigue Masaryk etablierte Demokratie wurde 1938/39 von den Nationalsozialisten zerschlagen, und Brod musste (erstmalig) seine Heimatstadt verlassen und entkam nach Palästina/Israel, wo er bis zu seinem Tod 1968 in Tel Aviv lebte. Diese letzten knapp drei Jahrzehnte seines Lebens und Wirkens wurden bislang kaum erforscht, eine Lücke, die das im Folgenden vorgestellte Forschungsprojekt schließen möchte – auch vor dem Hintergrund des Brod-Nachlasses, der nunmehr in der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem zusammengeführt und im Laufe dieses Jahres zugänglich sein wird.

Brods späte Lebensjahre sind geprägt von der unfreiwilligen Übersiedelung nach Palästina: 1939 entkam er aus Prag, kurz bevor die Stadt von den Nationalsozialisten besetzt wurde. Trotz seiner zio-

nistischen Einstellung hätte Brod es bevorzugt, sich in den USA niederzulassen. Zunächst suchte er auch von Palästina aus nach entsprechenden Möglichkeiten, entschied sich aber schließlich doch für einen Verbleib in Tel Aviv. Dort lebte er sich rasch ein und wollte diesen Ortswechsel rückblickend weniger als Flucht denn als Umsetzung eines »Lebensprogramms« verstehen. Brod gehörte zu den glücklichen Ausnahmen, die rasch

versität in Jerusalem. Der Kontakt zu Martin Buber, der 1938 einem Ruf auf den Lehrstuhl für Sozialphilosophie an der Hebräischen Universität gefolgt war, bestand seit seinen einflussreichen Prager Reden (1909/10) und wurde nun gefestigt. Eine neue und fruchtbare Verbindung entstand zwischen Brod und dem hebräischen Dichter Schin Schalom: Brod übersetzte einige Gedichte Schaloms ins Deutsche, und gemeinsam entstanden mehrere literarische Projekte, u.a. das Libretto zur ersten hebräischen Oper (*Dan, der Wächter*), die 1945 mit der Musik von Marc Lavry uraufgeführt wurde.

Allerdings durchlebte und -litt Brod in den Jahren 1938 bis 1947 eine Schaffenspause und wohl auch -krise, die sicher mit den Schicksalsschlägen dieser Zeit zusammenhängt: Seine Frau Elsa verstarb bereits 1942, und in den Folgejahren musste er den Verlust zahlreicher ihm nahestehender Menschen betrauern, u.a. wurde sein Bruder Otto in Auschwitz ermordet. Ende der 1940er Jahre fand er zu alter Produktivität zurück, zudem wirkte er als Dramaturg am Habimah-Theater (ab 1958 Nationaltheater Habimah), das ihn unmittelbar nach seiner Ankunft in Palästina angeworben hatte. Dort war er in erster Linie für den Spielplan und die Adaption der ausgewählten Stücke zuständig; dazu zählten auch seine eigenen dramatischen Werke, auf die sich das Theater vertraglich ein Erstzugriffsrecht sicherte. Eine besondere Herausforderung (für Brod) bestand darin, eine neue jüdisch-hebräische Bühnenkultur zu entwickeln. Dabei sollten sowohl Übersetzungen von ‚Klassikern‘ Berücksichtigung finden als auch aktuelle Themen mit einem direkten Bezug zu Palästina/Israel auf der Bühne verhandelt werden. Zweifellos gehörte Brod als Dramaturg der Habimah zum kulturellen Mittelpunkt des (entstehenden) Staates Israel, an seinem Wirken werden zionistische Positionen bzw. Positionsbestimmungen deutlich, die im diasporischen Europa verhandelt und im jungen Staat Israel praktisch erprobt wurden. In diesem Sinne hat Max Brod einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung einer hebräischen Nationalkultur geleistet.

Das biographische Forschungsvorhaben zu Max Brod ist in zwei Segmente unterteilt, die sich aus den beiden Lebensstationen Brods (Prag und Tel Aviv) ergeben. Die Prager Zeit wird von Prof. Dr. Wilhelm Heimecker und Dr. Cornelius Mitterer (beide Universität Wien) bearbeitet, während die Verfasserin sich – wie hier vorgestellt – der Zeit in Tel Aviv widmet. Dieser zweite Arbeitsteil wird von der Fritz Thyssen Stiftung mit einer Reisekostenbeihilfe unterstützt. Das Projekt soll in eine zweibändige Buchpublikation münden.

Anna-Dorothea Ludewig



Adolf Hoffmeister: Max Brod, 1933.

in der neuen Umgebung Fuß fassen konnten; seine Bekanntheit im Jischuw erleichterte das Ankommen, lagen doch zahlreiche hebräischsprachige Übersetzungen seiner Werke vor. Dazu kam noch der große Anteil deutschsprachiger und -lesender Jüdinnen und Juden, die in Palästina ansässig waren und Brods Werk im Original rezipierten. Brod konnte hier also an seine Prager Popularität und auch an seinen alten »Kreis« anknüpfen: Sein Schulfreund Felix Weltsch wurde 1940 Direktor der Jüdischen (später Israelischen) Nationalbibliothek, ein Amt, das Hugo Bergmann bis 1935 innegehabt hatte. Bergmann, ebenfalls Prager Zionist und Studienfreund von Felix Weltsch und Max Brod, war bereits 1920 nach Palästina emigriert und seit 1935 Rektor der (1918 gegründeten) Hebräischen Uni-

Foto: © Martin und Adam Hoffmeister, Prag. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Rechteinhaber.

# Rekonstruktion des Inventars der ehemaligen Barocksynagoge

Das Projekt der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt geht in die nächste Recherchephase

In den ersten zwei Jahren (09/2017–09/2019) des Projekts stand zu Beginn die Erfassung und Auswertung bisheriger Quellenbestände sowie die ausführliche Beschreibung der inventarisierten Objekte im Mittelpunkt. Diese Erfassung ist formell beendet und wird derzeit grafisch aufgearbeitet, um sie in digitaler Form zu veröffentlichen. Parallel dazu wurde von uns der Kontakt zu ExpertInnen gesucht, die – im Falle von Unklarheiten und aufgrund des speziellen Fachwissens – die kunsthistorische Einordnung und Bedeutung bewerten und offene Fragen klären können.

Ein Ansatz des Projektes bestand bisher darin, über die Rekonstruktion des Abrissvorgangs der Synagoge ein Verzeichnis entwendeter Objekte der ehemaligen Barocksynagoge zu finden. Unter anderem konnten wir so ermitteln, dass ein Teil des im Tresor der Jüdischen Schule verwahrten Archivs der Jüdischen Gemeinde, nachdem es zuerst beschlagnahmt, vom damaligen Leiter des Städtischen Museums (1941) zur Rückführung nach Halberstadt angefragt wurde. Die Akten im Stadtarchiv zeigen weiterhin, dass ein Hammer aus

dem 17. Jahrhundert ebenfalls in dem erwähnten Tresor lag – er befindet sich aktuell im Berend Lehmann Museum als Dauerleihgabe des Städtischen Museums. Wie der Hammer und inwiefern die erwähnten Akten ebenfalls an das Städtische Museum gekommen sind, ist auch weiterhin nicht nachvollziehbar.

Über einen Hinweis aus Hermann Schwabs »Halberstadt in Wort und Bild« ist uns zudem bekannt, dass ein Pokal der Beerdigungsbruderschaft der jüdischen Gemeinde im Städtischen Museum in Halberstadt ausgestellt wurde. Der Publikation liegt eine Aufnahme aus dem Museum vom Beginn des 20. Jahrhunderts bei, im Text ist zu lesen: »ein großer Pokal der Beerdigungsbruderschaft der jüdischen Gemeinde aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit den eingravierten Namen der Mitglieder und der Hilarius-Becher sind die wertvollsten Stücke unter ihnen.« Da der erwähnte Hilariusbecher noch immer Teil der Sammlung des Museums ist und auch weitere Objekte aus dem Raum heute im Museum ausgestellt werden, stellt sich die Frage, inwiefern auch der Pokal dort noch zu

finden ist. Bei letzterem Objekt ist die Verwertung in der NS-Zeit oder auch während der Besetzung durch die Alliierten vorstellbar.

Weitere Hinweise auf noch existierende Objekte erbrachten bisherige Forschungsreisen. In Israel konnte mithilfe bestehender Kontakte (eine Nachfahrin der Rabbiner-Familie Auerbach) ein Toraschreinvorhang aus Halberstadt im Wolfssohn Museum in Jerusalem ausfindig gemacht werden. Zudem ergab der Aufenthalt in New York weitere Hinweise auf noch vorhandene Objekte aus der Familie Tannenbergs. Diese verwahrt seit ihrer Emigration in den 1930er Jahren eine, 1918 der hiesigen Synagogengemeinde gestiftete, Torarolle.

Derlei Hinweisen gehen wir in der aktuellen und finalen Projektphase verstärkt nach und versuchen den heutigen Verbleib der erfassten Objekte zu recherchieren. Das Projekt wird gefördert durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste und die Moses Mendelssohn Stiftung Erlangen.

Tom Pürschel

## Dem Judentum einen Weg in die Zukunft weisen

Der Geburtstag des Halberstädter Rabbiners Dr. Esriel Hildesheimer jährt sich zum 200. Mal

Esriel Hildesheimer wurde am 11. Mai 1820 in eine Familie bedeutender rabbinischer Gelehrter hineingeboren. In Halberstadt besuchte er die jüdische Hascharat Zwi-Schule, die neben religiösen auch umfangreiche weltliche Kenntnisse vermittelte, um die Juden der Zeit zu einem gleichberechtigten Leben in der nicht-jüdischen Umgebungsgesellschaft zu befähigen. Besonderes Augenmerk wurde dabei auf den Erwerb der deutschen Sprache gelegt, und es ist bemerkenswert, dass vom frühen 19. Jahrhundert an Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden.

Seit seinem 14. Lebensjahr absolvierte Hildesheimer ein Talmudstudium bei den Gelehrten der Halberstädter Klaussynagoge, das er in Altona und in Hamburg bei zwei der führenden orthodoxen Rabbiner Deutschlands zu jener Zeit fortführte. Gleichzeitig eignete er sich im Selbststudium und danach im Halberstädter Domgymnasium eine umfangreiche Allgemeinbildung einschließlich klassischer und moderner Fremdsprachen an und studierte danach an der Universität Berlin semitische Sprachen, Geschichte, Philosophie und Mathematik. 1846 promovierte er in Halle mit einer Arbeit über die Methodik der Bibelinterpretation.

Im selben Jahr heiratete Hildesheimer in Halberstadt Henriette Hirsch, eine Tochter des Gründers des später weltweit agierenden Unternehmens »Aron Hirsch & Sohn«. Diese Heirat bedeutete für Hildesheimer finanzielle Unabhängigkeit und damit die Mög-



Portrait von Esriel Hildesheimer.

lichkeit, eigenständigen Vorstellungen und Wegen zu folgen. Mit Henriette Hirsch hatte er zudem eine Frau geheiratet, die ihn in seinen Bestrebungen aktiv unterstützte.

Schon in Halberstadt hatte Hildesheimer einen kleinen Kreis von jungen Männern um sich gesammelt und

pflanzte mit ihnen die traditionellen jüdischen Studien in Verbindung mit weltlicher Bildung. Von 1851 bis 1869 amtierte Hildesheimer als Rabbiner und Leiter einer Jeschiwa in Eisenstadt (Ungarn, heute Österreich). Sein Konzept der Erweiterung des talmudischen Studiums um säkulare Bildung stieß dort jedoch auf große Widerstände. Deshalb folgte er im Jahre 1869 einem Ruf der orthodoxen Minderheit der Berliner Juden an die neu gegründete Adass-Jisroel-Gemeinde. Hier gründete er nur wenige Jahre später das Rabbinerseminar zu Berlin und erfüllte somit seine Vision einer Ausbildungsstätte auf der Grundlage der Tora mit hohem wissenschaftlichem Niveau.

Hildesheimer prägte durch seine Lehrtätigkeit Generationen von Studenten. Fast alle orthodoxen Rabbiner Deutschlands bis zum Zweiten Weltkrieg haben an dem von ihm gegründeten Rabbinerseminar ihre Ausbildung erhalten. Auch setzte er innovative Akzente in den jüdischen Gemeinden Deutschlands. Nicht zuletzt engagierte er sich für die Interessen der jüdischen Flüchtlinge aus Russland.

Esriel Hildesheimers Leistung für die jüdische Gemeinschaft des 19. Jahrhunderts in Deutschland war (und ist es bis heute), die Werte der Tora und ihre Relevanz für die Moderne in einer zeitgenössischen Sprache zu vermitteln und so dem Judentum einen Weg in die Zukunft zu weisen.

Jutta Dick

### Nachruf auf Prof. Dr. Claus-Ekkehard Bärsch

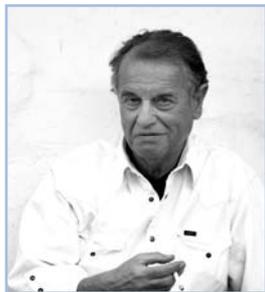


Foto: Elke-Vera Kotowski

»Wer es sich in geistigen Dingen leicht macht, der hat nicht mitzureden.« Dieses Zitat von Eric Voegelin stellte für Claus-Ekkehard Bärsch stets ein Dogma dar und wurde seinen Studierenden zum obersten Gebot. Vitales Denken, kraftvolles Argumentieren, hörbare Ironie und gradliniges Zusammenfassen waren für den über viele Jahre an der Universität in Duisburg tätigen Politologen das Credo, das eine wissenschaftlich tätige Person zu verinnerlichen habe. Claus-Ekkehard Bärsch zählte zweifellos zu dieser Spezies. Als Sohn eines Landwirts in Weimar geboren, legte er 1957 sein Abitur in Leipzig ab und zog ein Jahr später nach München, wo er Rechtswissenschaften und Rechtsge-

schichte studierte und anschließend als selbständiger Rechtsanwalt tätig wurde. 1972 promovierte Bärsch bei Eric Voegelin über den Staatsbegriff in der neueren deutschen Staatslehre. Die Habilitation erfolgte 1977 mit der *venia legendi* für Politische Wissenschaft und Sozialpsychologie. Seit 1981 lehrte Bärsch in Duisburg und übernahm 1993 die Nachfolge von Julius H. Schoeps als Direktor des Salomon-Ludwig-Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte. Als Mitglied des Kuratoriums des MMZ war er bis 2009 tätig. Bärsch zählt zu den tiefsten Kennern des Denkens Joseph Goebbels' bzw. der »politischen Region des Nationalsozialismus« und gilt als Nestor der Religionspolitik. Er starb am 16. Mai 2020 im Alter von 80 Jahren.

Elke-Vera Kotowski

### »Juden in der AfD«

Die siebte Ausgabe der »Mitteilungen der Emil Julius Gumbel Forschungsstelle« (EJGF) am MMZ widmet sich der Gruppe »Juden in der AfD«. Prof. Gideon Botsch hat untersucht, wie diese innerparteilich und nach außen wirkt, welche Funktionen sie in der rechtspopulistischen Partei erfüllen will und welche sie tatsächlich erfüllt. Der Autor verdeutlicht, wie kritisch die Plattform »Juden in der AfD« von jüdischen Gemeinden, Organisationen und Einzelpersonen gesehen wird und wie gering ihr Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft in Deutschland tatsächlich geblieben ist. Weitere Texte im Heft beschäftigen sich u.a. mit der Erfassung antisemitischer Straftaten durch die Polizei und zivile Initiativen im Land Brandenburg. Die EJGF-Mitteilungen können auf der Website des MMZ abgerufen werden.

OG

### Biographie zu Dorothea Veit/Schlegel

In der Reihe »Jüdische Miniaturen« ist nun eine Kurzbiographie von Dorothea Veit/Schlegel erschienen. Darin zeichnet Julius H. Schoeps ein bewegtes Leben nach, das am Beginn von Aufklärung und Moderne zwischen Judentum und Christentum verläuft. Dorothea Veit/Schlegel (1764–1839) machte sich einen Namen als Literaturkritikerin und Schriftstellerin der Romantik. Die älteste Tochter des Aufklärers Moses Mendelssohn war eine der prominentesten jüdischen Frauen, die um 1800 zum Christentum übertraten. Aus der von ihrem Vater eingefädelt Ehe mit dem Kaufmann Simon Veit gingen vier Söhne hervor. Dass Mendelssohns Tochter mit allen Konventionen brach und sich den jungen Friedrich Schlegel als Geliebten nahm, wurde seinerzeit als Skandal empfunden. Schlegel hat der freizügigen Beziehung in seinem Roman *Lucinde* ein Denkmal gesetzt. *Julius H. Schoeps, Dorothea Veit/Schlegel. Ein Leben zwischen Judentum und Christentum. 72 Seiten, 8 Abbildungen. Hentrich & Hentrich, Leipzig 2020, 8,90 €.*

### Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte: Themenheft zur Bahai-Religion

#### Inhalt:

Wahied Wahdat-Hagh: **Vorwort**

#### Aufsätze

Hoda Mahmoudi: Peace is Everything: An Examination of the Bahá'í Faith's Concept of Peace  
Sasha Dehghani: Der Bahá'í-Glaube als Weltreligion. 100 Jahre deutsche Religionsgeschichte: Ein Entwurf  
Emanuel V. Towfigh: Die Entwicklung des Verhältnisses des Bahá'í-Rechts zum säkularen deutschen Recht. Eine Untersuchung zum Umgang mit Rechtskollisionen  
Armin Eschraghi: Das »Feindbild Bahai« im Wandel der politischen Verhältnisse im Iran

#### Miszelle

Adam J. T. Robarts: Akbar's Dream. Some Observations on the Architectural and Symbolic Order of 'Temple' in the Bahá'í Faith

#### Rezensionen

Roland Faber: *The Ocean of God: On the Transreligious Future of Religions*, London: Anthem Press, 2019, 250 pp. (Moojan Momen)  
Guido Ettl: *Konsul Albert Schwarz, Bankier, Bürger und Baha'i in Stuttgart und Bad Mergentheim*, Berlin: Der Erzählverlag, 2018, 425 S. (Wahied Wahdat-Hagh)  
Fereyduh Vahman: *175 Years of Persecution. A History of the Babis & Baha'is of Iran*, London: Oneworld Publications 2019, 352 S. (Johannes Rosenbaum)  
Moojan Momen: *The Baha'i Communities of Iran, 1851–1921. Volume 1: The North of Iran*, Oxford: George Ronald 2015, 604 S. (Wahied Wahdat-Hagh)



Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 72 (2020), 3

Brill Academic Publishers, Leiden/Boston 2020  
ISSN: 0044-3441 / E-ISSN: 1570-0739

## IMPRESSUM

### Herausgeber:

Moses Mendelssohn Stiftung  
Fasanenstraße 3 | D – 10623 Berlin  
Telefon: 030 – 31 99 87 53, Fax: – 31 99 87 69  
e-mail: kladow@snaflu.de

### MMZ

für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8 | D–14467 Potsdam  
Telefon: 0331 – 28 09 40, Fax: – 2 80 94 50  
moses@mmz.uni-potsdam.de  
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie  
PF 1420, D– 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18 | D– 38820 Halberstadt  
Telefon: 03941 – 60 67 10, Fax: – 60 67 13  
info@moses-mendelssohn-akademie.de  
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion:  
Dr. Ines Sonder

Druck:  
druckhaus köthen

Bankverbindung:  
IBAN: DE 74 16 08 00 00 42 00 75 75 00

Online und Bezug über: [www.mmz-potsdam.de](http://www.mmz-potsdam.de)